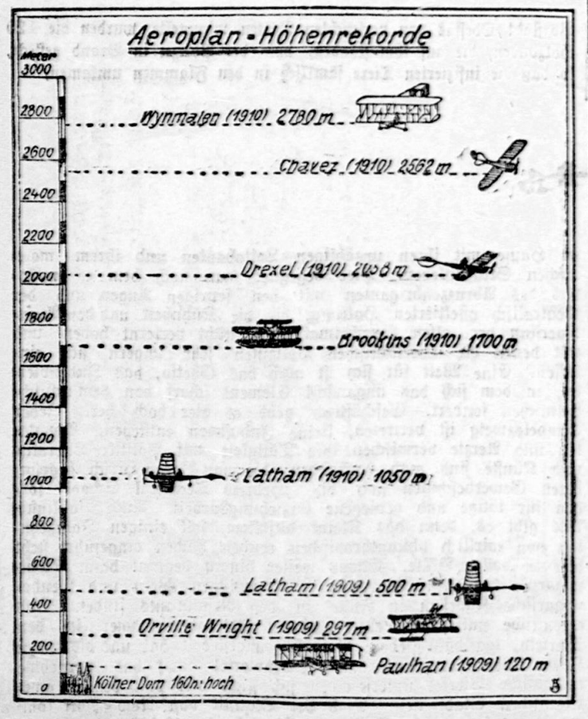
Amerikaner, gegen 800 000 Juden, etwa eine Million Irländer, eine halb Million Italiener und andere Nationalitäten und über eine Million Deutsche. Der Einwanderungsstrom dauert noch immer unvermindert fort, und während sich etwa 60 Prozent der Neuangekommenen allmählich assimilieren, bleiben doch immer etwa 40 Prozent übrig, die das Leben ihrer Heimat auf amerikanischem Boden fortsetzen und New-York den Eindruck des „neuen Babel" erhalten. Für diese nichtassimilierbaren Elemente ist natürlich der Kampf ums Dasein am schwersten, denn die Erwerbsverhältnisse sind von den europäischen sehr verschieden. Das wird aus einigen Beispielen deutlich: Ein Pianoforteträger z. B. erhält fünf Dollar pro Tag; der elegant gekleidete Kommis, der viel mehr Stunden arbeiten muß, hat höchstens 10 Dollar die Woche. Der Portier in einem größeren Geschäft bezieht einen Wochenlohn von 25 Dollar; architektonisch und technisch gut geschulte Zeichner, die also ein Technikum absolviert haben müssen, haben 20 D. die Woche. Der Advokatenclerc beginnt mit 4—7 D., der Bankclerk mit kaum 5 Dollar in der Woche. Diesen durchschnittlichen Löhnen gewöhnlicher Erwerbsleute stehen aber die ungeheuersten Honorare gegenüber, die für außergewöhnliche Leistungen in jeder Branche gezahlt werden. Da gibt es Advokaten, die bis zu 50 000 Dollar im Jahr verdienen, Musiklehrer, die kaum für 10 Dollar die Stunde zu haben sind, Geschäftsreisende, um die sich die ersten Firmen reißen, Prokuristen, deren Leistungen mit Gold aufgewogen werden; nur dem besten Mann zeigt sich Amerika von seiner einträglichen Seite.



Der Jubiläumstaler der Berliner Universität.

Die Königliche Münze hat anläßlich des Berliner Universitätsjubiläums 600 000 Exemplare eines Dreimarkstückes geprägt, das der Bildhauer Arnberg, ein Schüler des Professor Tuaillon, modelliert hat. Die Vorderseite der Denkmünze zeigt die reliefartig gestalteten Porträte des Kaisers Wilhelm II. und des Königs Friedrich Wilhelm III., der die Universität im Jahre 1810 gegründet hat. Die Rückseite zeigt den Reichsadler in modernerer Form, als er bisher auf den Münzen ausgestaltet wurde. Auch die Schrift zeigt eine modernere Fassung.



Die Entwicklung der Fliegekunst ist am besten zu erkennen, wenn man die Höhen vergleicht, zu denen sich die einzelnen Flieger nach und nach aufgeschwungen haben. Denn die Erreichung höherer Luftregionen ist eine Vorbedingung ausgedehnter Ueberlandflüge; so wäre Chavez' Simplonflug unmöglich gewesen, wenn der Aviatiker es nicht verstanden hätte, höher zu steigen, als alle seine Konkurrenten. Noch im Juli 1909 galt es als eine gewaltige Leistung, als Paulhan die Höhe von 120 Meter erreichte. Wenige Wochen darauf flog Orville Wrighht während der vom „Berliner Lokal-Anzeiger" veranstalteten Flugvorführungen auf dem Tempelhofer Felde 297 Meter hoch. Im Dezember erreichte Latham zu Chalons 500 Meter; fünf Wochen darauf stellte er mit 1050 Meter einen neuen Rekord auf. Im Juni dieses Jahres gelangte der Engländer Brookins zu Indianapolis bis 1700 Meter Höhe. Im August konnte dann Drexel in Lanark 2058 Meter erreichen. Am 8. September schraubte sich der unglückliche Chavez zu Isst-les-Moulineaux 2562 Meter hoch, und sehr kurze Zeit nach dem tragischen Tode dieses Fliegers erreichte der Holländer Wynmalen die Höhe von 2780 Meter.

Rätselecke.

Vexier-Bild.

Wo ist der zweite Kondor?



Visitenkarten-Rätsel.

Berta Lina Schurog.

Aus den Buchstaben dieses Namens sind drei Städtenamen zu bilden, und zwar der Name einer sehr großen und einer kleinen deutschen Stadt, sowie der einer böhmischen Stadt mit deutscher Bevölkerung.

Zacken-Rätsel.

Die Felder mit den Punkten sind mit solchen Buchstaben zu versehen, daß, senkrecht von oben nach unten gelesen, Worte entstehen. Sind es die richtig gesuchten Worte, so nennt die oberste Felderreihe Vögel — und doch keine Vögel.

(Auflösung in der nächsten Nummer.)

Auflösung der Rätsel aus voriger Nummer.

Rätsel: Mütze — Münze.

Scherz-Fragen: 1. Wo sie Grund haben. 2. Alle, keiner legt beim Spielen die Ohren ab. 3. Fünf Finger. 4. In Dortmund.

Verantwortlicher Redakteur: Jos. Grunau in Neuß.
Druck und Verlag der Gesellschaft für Buchdruckerei u. Neuß.



Der Hausfreund.

Nr. 192. Gratis-Beilage zur Neuß-Grevenbroicher Zeitung. 1910.

An die Zugvögel.

Ihr Sänger des Waldes! wo ziehet ihr hin
Mit fröhlichem Sang vor des Winters Beginn?
Euch hört' ich so gern und ich liebe euch noch,
Und ihr? ihr verlasset so treulos mich doch.
O Vöglein, sprecht!
Ist das wohl recht?

„Hier wird es so düster, so öde, so kalt!
Der Spätherbst entblättert die Flur und den Wald.
Uns ziehet ein heimliches Sehnen gen Süd,
Wo ewiger Frühling und Sonnenschein glüht.
Die Heimat ist dort,
Drum eilen wir fort."

Fahrt wohl denn ihr Vöglein, zum herrlichen Land,
Wohin sich schon lange mein Sehnen gewandt!
Ihr kehret wohl wieder im Frühling zurück,
Mir blühet nur jenseits ein dauerndes Glück.
Wie sehnt mein Sinn
Zur Heimat hin!

Ferd. Heitemeyer.

Dorenzathe.

Roman von Melati von Java.

Aus dem Holländischen übersetzt von Leo Tepe van Heemstede.

3) (Nachdruck verboten.)

„Wenn ich nicht irre, ist Brons gerade wegen dieses unglücklichen Vorfalles nach Ostindien gegangen."

„Ja, Papa hat die Stöße angegeben und dafür mußte der Junge ein paar Wochen sitzen; dann war er verschollen, bis meine Mutter einen Brief von ihm erhielt, worin er mitteilte, daß er meinen Bruder im Spital besucht und ihm die letzten Augenblicke versüßt habe."

„Ja, es ist ihm gut ergangen; er hat seinem Bruder geschrieben, er möge sich nach einem schönen Hause für ihn umsehen, und als dieser mit mir darüber sprach, mußte ich gleich an unsere Unterredung denken."

„Er will sich hier niederlassen."

„Es scheint so."

„Ein sonderbarer Geschmack für einen Millionär, sich da niederzulassen, wo er früher Stiefelputzer gewesen ist. Dann wird die ganze Sippschaft der Brons und Pierings Handel und Handwerk wohl an den Nagel hängen."

„Ich kenne seine weiteren Pläne nicht. Vorläufig habe ich das Haus des früheren Bürgermeisters für ihn gemietet. Sie lassen Ihren Plan also fahren?"

„Durchaus nicht, aber man wird den Frauen vorerst nicht damit kommen dürfen. Sagen Sie vorläufig nichts davon, denn ich will um keinen Preis, daß es weiter bekannt wird."

„Sie können sich darauf verlassen, Herr de March."

„Also das bleibt dabei; aber denken Sie daran, eine gute Summe muß dabei ausbedungen werden."

„Natürlich, das ist selbstverständlich."

„Adieu, auf Wiedersehen!"

Und eine halbe Stunde später hatte Gaston de Marcy in der Verfolgung einer Kette Feldhühner all seine hausväterlichen Sorgen vergessen.

3.

Die Familien Brons und Piering hatten alle Hände voll zu tun. Heute wird der reiche Bruder aus Ostindien erwartet, und für dieses wichtige Ereignis mußten die letzten Vorbereitungen getroffen werden.

In dem ehemaligen Bürgermeisterhause machte Brons, der Zimmermann, den letzten Rundgang, um zu sehen, ob alles in Ordnung war; während seine Schwester im Festgewande den angenehmen Farbenkontrast, den die feuerroten Gardinen mit den grasgrünen Polstern der Stühle bildeten, bewunderte und auf dem Marmortische ein vorläufiges Mahl anrichtete, wonach ihre vier Buben schon begehrliche Blicke warfen.

Annchen Brons, die älteste Tochter des Herrn Brons, stand vor einem Spiegel, ihre neue Toilette musternd, während ihre Tante über die Eitelkeit des jungen Völkchens murrte, das nicht müde wurde, sich selbst zu begaffen, und nicht daran dächte, einer alten Frau, wie sie war, ein wenig zur Hand zu gehen.

Onkel Dorus hatte im voraus Geld geschickt und alle Freiheit gegeben, sein Haus so prächtig wie möglich einzurichten; natürlich hatten Bruder und Schwester diesen Auftrag mit großem Eifer erfüllt. Frau Piering, die sonst nur bis in den Gang der vornehmen Häuser kam, um ihre Früchte abzusetzen, war nicht wenig stolz darauf, nun selbst in einem der schönsten Häuser alles anzuordnen, während ihre kränkliche Schwägerin ruhig auf einem bequemen Sofa lag, der Dinge harrend, die da kommen sollten.

Endlich gab Vater Brons das Zeichen zum Aufbruch.

Frau Piering schlug rasch ihr großes, rot und grün kariertes Tuch um und setzte ihren funkelnagelneuen Hut mit den himmelblauen Bändern auf; die beiden Töchter von Brons warfen einen letzten Blick in den Spiegel, die Knaben erhaschten in einem unüberwachten Augenblicke einen der aufgespeicherten Leckerbissen, den sie hastig hinunterschluckten, setzten ihre Kappen auf, und der Zug setzte sich in Bewegung.

Ueberall, wo sie hintamen, weckten sie die Neugierde und die Bemerkungen der aus den Fenstern schauenden oder in der Türe stehenden Nachbarn und Bekannten.

„Wie der Dorus nur aussehen mag?! Hübscher wird er wohl nicht geworden sein!"

„Na, sein Bruder kann von Glück sagen: erst das hohe Kostgeld für den Neffen . . ."

„Der hungern mußte, während seine eigenen Kinder dick und fett wurden."

„Bringt er seinen Jungen mit?"

„Ich glaube es nicht, der muß im Ausland noch studieren."

„Na, er wird auch wohl kein großes Verlangen tragen, bei seiner noblen Verwandtschaft die Ferien zuzubringen."

„Ich sage nur, daß es dem Dorus gut gegangen sein muß; als Schuhputzer, der ein paar Wochen brummen mußte, zog er ab und kommt nun als reicher Herr zurück."

„Stolz scheint er nicht zu sein, sonst würde er sich hier nicht niederlassen."

Mittlerweile war die Familie an der Station angelangt, und nachdem sie dort ein halbes Stündchen gewartet hatte, sich im Glanze sonnend, der von den Gulden des reichen Onkels ausging, keuchte der Zug schnaubend und dampfend heran.

Alle reckten die Hälse und stellten sich auf die Zehenspitzen. Schon aus der Ferne sahen sie einen Herrn mit einem grauen, von einem grünen Schleier umschlungenen Hut, der sich aus einem Coupee erster Klasse vorbeugte.

Frau Piering zog ein weißes Taschentuch hervor und begann zu schluchzen. Da stand der sehnlichst Erwartete leibhaftig vor ihr und fühlte sich plötzlich von den Armen seiner ziemlich korpulenten Schwester umschlungen, während sein Bruder ihm in stummer Rührung die Hand drückte, und Neffen und Nichten in

ehrerbietiger Entfernung den Augenblick erwarteten, wo sie an die Reihe kommen würden.

„So, Tönis, so, Käthe, wie geht's euch? Na, hör mal, Schwester, Du bist auch nicht leichter geworden und kannst Dich wohl mit mir messen. Und das sind Deine Kinder? Ha, tüchtige Buben und ein paar saubere Mädchen. Kommt, seid nicht so spröde und gebt Eurem Onkel rasch einen Kuß."

„Soll ich für Dein Gepäck sorgen?" frug Bruder Tönis, als die erste Begrüßung vorüber war.

„Der Wagen steht parat," sagte Frau Piering, ihre letzten Tränen fortwischend.

„Was Wagen? Danke schön, — ich mag die Dinger nicht; ich gehe zu Fuß, setz' Du Dich nur hinein mit den Mädchen."

Gerade kam der Vikomte de Marcy, der einen Gast weggebracht hatte, mit seiner Tochter vorbei.

Der Graf warf einen flüchtigen Blick auf seinen ehemaligen Schuhputzer und erkannte gleich das pockenartige breite Gesicht, wonach er einst den Stiefelknecht geschleudert hatte; aber die eckige Knabengestalt war voll und breit geworden, das Angesicht verbrannt und das Haar ergraut, doch immer war und blieb es Dorus."

Isobella schwebte stolz, und ohne von den Plebejern die geringste Notiz zu nehmen, vorbei.

Dorus Brons sah sich zufällig um.

„War das nicht Gaston de Marcy?"

„Ja, kennst Du ihn noch?"

„Und die Dame seine Frau?"

„Nein, seine Tochter."

„Hm! Schade, daß mein Alfred nicht hier ist!"

„Ja, das hat uns auch leid getan."

„Es ging nicht anders. Ist das Gepäck besorgt, Tönis? Nun, dann wollen wir gehen. Setz' Du Dich in den Wagen, Käthe, mit den Mädchen, denn die Knaben können laufen."

Doch Frau Piering wollte ihren Bruder nicht leicht loslassen, und nachdem ein Teil der jüngeren Gesellschaft mit dem Wagen davon gefahren war, setzten sich die übrigen zum zweitenmale in Bewegung.

Dorus Brons überließ sich ganz den Erinnerungen aus früheren Zeiten. Kaum war er in die Hauptstraße des Städtchens gekommen, als jedes Haus, jeder Giebel ihm von der Vergangenheit erzählte. Fand er nirgends etwas verändert vor, so erregte dies seine lebhafte Zufriedenheit.

Da lag das Gefängnis. Frau Piering schlug vor, in eine Seitengasse einzubiegen.

„Nein," sagte ihr Bruder, „ich kenne den Weg schon. Wir gehen über den Markt."

Vor dem Gefängnis blieb er stehen

„He, da haben sie nichts verändert; ich könnte meine Zelle noch finden. Wenn ich da nicht gesessen hätte, wäre ich nicht der Mann geworden, der ich bin."

Frau de Marcy, über ihre Ahnen redend, hätte kein stolzeres Selbstbewußtsein an den Tag legen können, als es sich in den letzten Worten Brons' aussprach.

„Sollen wir nicht weitergehen, Dorus?" sagte Frau Piering, die wie auf heißen Kohlen stand, da sie an die neugierigen Blicke dachte, die von allen Seiten auf sie gerichtet wurden.

„Gleich, gleich! Wieviel Erinnerungen ruft dieses häßliche Ding in mir wach! Schämst Du Dich, Käthe? Das ist verkehrt, Du siehst, daß ich nicht stolz geworden bin. Der arme Teufel Alfred de Marcy liegt drüben als gemeiner Soldat begraben, und ich, der Schuhputzer stolzer Herren von ehemals, bin jetzt obenauf und lache sie alle aus."

Endlich standen sie vor der neueingerichteten Wohnung, von wo aus man den Markt überschauen konnte. Dorus erstieg die Stufen der hohen Treppe, und mit der Miene, als wollte er mit dem Haus zugleich die Stadt in Besitz nehmen, überschritt er die Schwelle des neuen Heims."

4.

Schon am folgenden Tage ließ sich Brons durch den Notar in das Kasino einführen.

Er hielt sich anfangs nach wohl berechnetem Plane etwas zurück, ohne an irgend jemanden zuerst das Wort zu richten. Trat man ihm näher, so war er erst förmlich und gemessen, nur allmählich einen etwas vertraulichen Ton anschlagend.

Durch diese Haltung gewann Brons, der, wenn er anmaßend oder prahlerisch aufgetreten wäre, sich den Widerwillen der früher über ihn Stehenden zugezogen hätte, die Sympathie der meisten.

Man begrüßte ihn nun von allen Seiten, und manche, die einst von oben herab auf ihn herabgesehen hatten, suchten jetzt eifrig darzutun, daß sie früher mit ihm befreundet gewesen waren.

Brons war, seiner eigenen Ueberzeugung nach, vom Stolze frei; er schämte sich nicht über seine Familie; er kam nur in diese Gesellschaft, weil das Städtchen keine andere Erholung bot, aber er wollte sich keinem der Herren aufdrängen. Aber während er anscheinend in die Zeitung sich vertiefend, mit gleichgültiger Miene da saß, schwoll sein Herz vor Stolz und Genugtuung bei dem Gedanken, wie er jetzt der Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit und nicht weniger des allgemeinen Neides war.

Jahre und Jahre lang hatte der Genuß dieses Augenblickes zu den liebsten Illusionen gehört: reich und unabhängig seinen Stadtgenossen einst zu zeigen, was er geworden war, und wie er keinen brauchte zur Erhöhung seines Glückes — das war immer sein Ideal gewesen, das er mit aller Kraft erstrebte.

Seit einigen Minuten wußte Brons, daß Gaston de Marcy im Taale war; er erkannte seine affektierte, einigermaßen schnarrende Stimme, als wenn sie ihm erst gestern allerlei nicht sehr aristokratische Titulaturen an den Kopf geworfen hätte. Der Vikomte, der fortwährend nach dem Ostindier hinüberschielte, ließ sich in seiner gewohnten nonchalanten Weise über die Vergnügen der Jagd aus.

Indes war Brons nach und nach zum Mittelpunkt der Gesellschaft geworden, und da de Marcy keine Hörer mehr fand ließ er seinen Witz an einem tauben Herrn aus, nahm eine Zeitung auf, suchte mit einem Worte, so viel als möglich zu zeigen, daß er von der Existenz eines Mannes wie Brons nichts wisse.

Der andere jedoch folgte jeder seiner Bewegungen. Barends hatte ihm schon anvertraut, wie tief die de Marcys in den Schulden steckten, und wie der Graf selbst daran dachte, sein Schloß zu verkaufen.

Der Gedanke, Dorenzatha sein eigen nennen zu können, blendete einen Augenblick den klaren Geist des Ostindiers; daran hatte er selbst in seinen kühnsten Träumen nicht zu denken gewagt.

„Später, später!" war alles, was er dem Notar für den Moment erwidert hatte.

Der Gedanke, daß Brons schon etwas von seinen Zukunftsplänen wisse, brachte den armen Vikomte noch mehr aus der Fassung. Seine Lage kam ihm je länger, je peinlicher vor.

„Wenn der Kerl mich nur anreden wollte!" dachte er, „ich würde ihn nicht unfreundlich behandeln, was er meinem Bruder zuleide getan, hat er längst wieder durch den Liebesdienst, den er dem armen Teufel erwies, gutgemacht, — aber ich kann doch mit meinem früheren Schuhputzer kein Gespräch beginnen."

„De Marcy," rief plötzlich der Bezirksrichter, der sich in stillen über die Verlegenheit des Grafen amüsiert hatte, „können Sie uns vielleicht sagen, ob wir Aussicht haben, hier eine Eisenbahnverbindung mit Utrecht zu bekommen?"

De Marcy trat einige Schritte näher, die Zeitung in der Hand haltend, und sich direkt an den Richter wendend, sagte er:

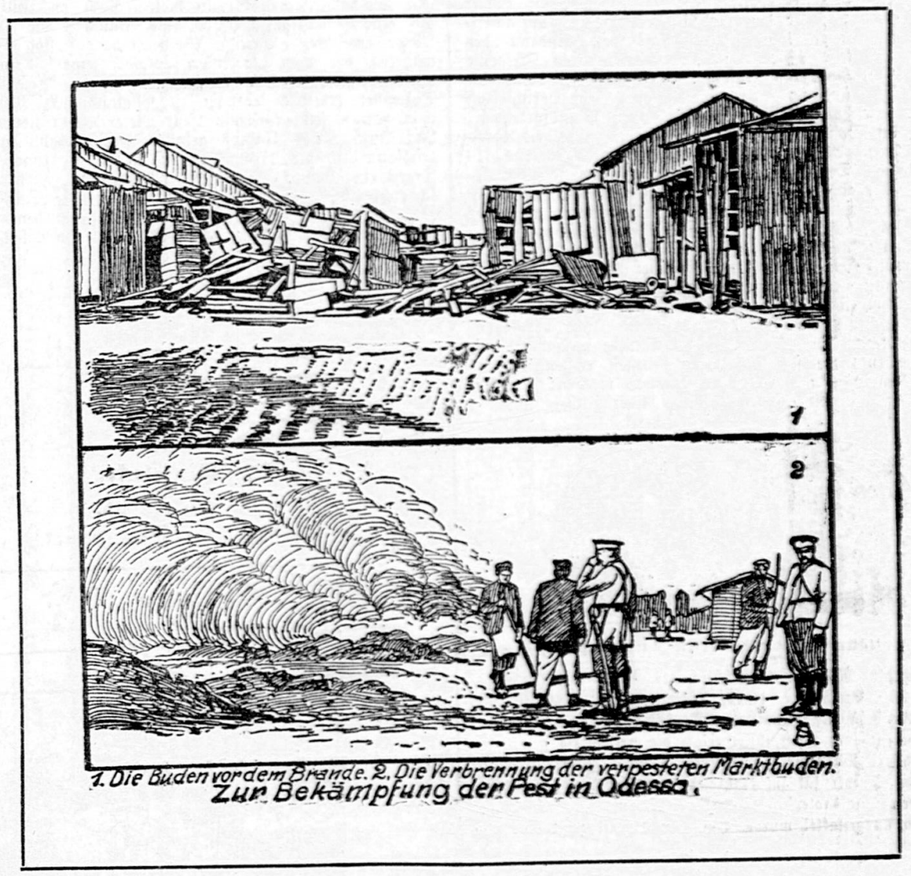
„Ich hörte kürzlich, daß der Baron von Velten davon sprach, aber Näheres weiß ich nicht darüber."

„Es wäre doch an der Zeit, meine ich," wendete sich nun auch Brons an den Richter, „wenn man" . . . . und nun entwickelte sich ein Gespräch zwischen den Herren über Eisenbahnanschlüsse und Konzessionen, wobei die Beteiligten ihre Hauptaufmerksamkeit auf Brons und de Marcy richteten. Letzterer war näher an den Tisch getreten, bis er nach seiner Gewohnheit halb darauf saß.

(Fortsetzung folgt.)

Zucker gibt Kraft.

Unter der Ueberschrift „Zucker gibt Kraft" wird neuerdings wieder der Nährwert des Zuckers in der Presse hervorgehoben. Diese Aufsätze, die von einer bestimmten Stelle ausgehen, enden meist mit dem Imperativ: „Eßt Zucker!" Sie bezeichnen dabei das richtige Gefühl für gewisse schädliche Wirkungen des Zuckergenusses, soweit es sich um den weißen raffinierten Zucker handelt, fälschlich als Vorurteil. Damit setzen sich aber jene Artikel, die den Zweck verfolgen, den Zuckerabsatz zu heben, in Widerspruch zu ihren eigenen Argumenten und zu den Erfahrungen hervorragender Gelehrter. Es wird übersehen, daß die als Beispiel herangezogenen Neger in den Rohrzuckerfabriken nicht von raffiniertem Zucker, sondern von Zuckersaft und Mais leben. Der Sirup enthält alle wichtigen Bestandteile des Zuckerrohrs, während der weiße Zucker lediglich reinen Kohlenstoff, ohne jede Spur von Kalk, oder andere wichtige mineralische Stoffe aufweist. Darauf hat in nicht zu widerlegender Weise Prof. Bunge in Basel hingewiesen und zugleich damit auf die Ueberschätzung des weißen Zuckers aufmerksam gemacht. Auch andere Aerzte haben sich nachdrücklich gegen den Unfug des Zuckergenusses in dieser Form ausgesprochen. Gewiß hat der Zucker großen Nährwert, aber nur dann, wenn er in seiner ursprünglichen Form, so wie ihn die Pflanze darbietet, genossen wird. Wer die Vorteile dieses Kraftspenders erfahren will, esse deshalb nicht etwa weißen Zucker, sondern genieße zuckerreiche einheimische oder Südfrüchte. Als solche kommen besonders in Frage Birnen, süße Trauben, Feigen, Datteln. Auch bei dem Honig treffen alle Lobeserhebungen, die man dem Zucker mit Unrecht gespendet hat, zu. Deshalb sollten die süßen Früchte, frisch oder getrocknet, und der Honig Bestandteile der Volksernährung werden.



1. Die Buden vor dem Brande. 2. Die Verbrennung der verpesteten Marktbuden.

Zur Bekämpfung der Pest in Odessa.

In Odessa herrscht seit Wochen die Pest. Die Behörden trachten die Seuche mit aller Energie auszurotten und haben daher vor allem einen Vernichtungskrieg gegen die Ratten unternommen, die bekanntlich stets die ärgsten Pestträger sind. Da ein Markt in der Vorstadt Odessas von verseuchten Ratten wimmelte, wurden die 120 Holzbuden, die auf ihm standen, von der Polizei in Brand gesteckt, so daß die infizierten Tiere sämtlich in den Flammen umkamen.

Das neue Babel.

Gelangt man im New-Yorker Hafen bis zu den weitläufigen Gebäuden der Einwanderungskommission, die sich gleichsam unter dem Schatten der riesenhaften Freiheitsstatue erheben, so glaubt man sich in die Welt des alten Babels versetzt. Alle Sprachen der Welt, alle Idiome und Dialekte sind hier vertreten. Germanische und lateinische, slavische und orientalische Mundarten schwirren wüst durcheinander und bilden mit dem Chinesisch und Japanisch, dem vorlauten „Jiddisch" und dem nicht minder lauten keltischen „Brogue" der Irländer ein disharmonisches Chaos. Und dieser Eindruck der Vereinigung verschiedenartigster Rassen und Sprachen wird verstärkt, je weiter man in der vielgestaltigen Welt New-Yorks vordringt. Die Angehörigen der vielen Völker und Nationen, die hier zusammengeströmt sind, haben ihre charakteristische Eigenheit bewahrt und bilden Enklaven für sich, tragen dadurch zu dem verwirrenden Bilde der Riesenstadt bei. Von New-York als dem „neuen Babel" entwirft G. von Taube in „Ueber Land und Meer" farbige Bilder. Zwar „Kleinfrankreich" und „Kleindeutschland" sind allmählich verschwunden, verschlungen worden von der gleichmachenden Uniformität des modernen Lebens, aber die Chinesenstadt, besteht noch für sich mit ihren Opiumhöhlen, Spielhäusern und Restaurants. Sicht weit davon sind die Italiener zu Hause mit ihren ungähligen Lottobanken und ihrem malerischen Straßenleben. Hier begegnet man noch dem echten Typus des Abruzzenbriganten mit den feurigen Augen und der theatralisch affektierten Haltung, die die Kühnheit und den Abenteuersinn der alten Heimat noch nicht verlernt haben und mit denen die amerikanischen Polizisten sehr ungern sich einlassen. Eine Welt für sich ist auch das Ghetto, das Judenviertel, in dem sich das ungarische Element scharf von dem russischpolnischen sondert. Geschäftlich geht es hier hoch her. Jeder Handelszweig ist vertreten, kleine Industrien entstehen, Advokaten und Aerzte vermischen ihre Tätigkeit mit Politik; Literatur und Künste sind auch vorhanden, die von Baron Hirsch begründeten Gewerbeschulen und die „Hebrew Technical School" sorgen für tätige und gediegene Erziehungsarbeit. Auch Bankinstitute gibt es, denn das Kleinkreditsystem, seit einigen Jahrzehnten von wirklich philanthropischen reichen Juden eingeführt steht hier in voller Blüte. Etwas weiter hinauf beginnt dann „Kleinungarn", wo man Paprikafleisch, ungarischen Wein und pseudoungarische Kapellen in Fülle in den Restaurants findet. Das eigentliche nationale Leben entfaltet sich aber kaum in den Vierteln, wo das niedere Volk sich angesiedelt hat und die armen Leute leben; das vornehme Judenviertel und das vornehme italienische Viertel unterscheiden sich nicht viel von den echt amerikanischen Stadtteilen. Nach der Statistik von New-York kommen auf über vier Millionen Einwohner 750 000 eingeborene